

Welche Forschungspolitik braucht Österreich?

Enquete des Renner-Instituts und des Wissenschaftszentrums Wien

Resümee der Veranstaltung
am Dienstag, 13. Juni 2006
im Renner-Institut, Wien

Verfasst von
Mario Steyer

Herausgegeben von
Andrea Holzmann-Jenkins und Barbara Rosenberg

Tagungsprogramm:

Einleitungsreferate
Europäische Forschungspolitik: Kräfte und Gegenkräfte
Helga Nowotny, Vizepräsidentin des ERC Scientific Council, Wissenschaftszentrum Wien

From Basic Research to Economic Value: An Incredible Adventure
Haim Harari, Chairman of the Board, Davidson Institute of Science Education; Former President, Weizmann Institute of Science, Israel

Podiumsdiskussion
Christoph Badelt, Rektor der Wirtschaftsuniversität Wien, Vorsitzender der österreichischen Rektorenkonferenz
Josef Broukal, Abg. z. NR, Wissenschaftssprecher der SPÖ
Ulrike Felt, Professorin der Wissenschaftsforschung, Institutsvorständin an der Universität Wien
Jörg Flecker, Leiter der Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt (FORBA)

Moderation
Peter Menasse, Agentur Communication Matters

Information:

Andrea Holzmann-Jenkins, Wissenschaftszentrum Wien, 1080 Wien, Strozzigasse 10/16,
andrea.holzmann@wzw.at
Barbara Rosenberg, Renner-Institut, 1120 Wien, Khleslplatz 12,
rosenberg@renner-institut.at

Welche Forschungspolitik braucht Österreich?

Wien, Österreich und der europäische Rahmen

Forschungspolitik in Österreich ist dem Aufgabenbereich des Bundes zuzurechnen, jedoch gibt es, wie am Beispiel Wien eindrucksvoll gezeigt, auch Forschungsförderungsprogramme seitens der Bundesländer. Von den zahlreichen wissenschaftspolitischen Initiativen der Stadt Wien seien hier die Beteiligung an der Ludwig-Boltzmann-Gesellschaft oder die Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien wie die neuen Forschungsförderungsfonds exemplarisch genannt, die insbesondere der wirtschaftsnahen Forschung gewidmet sind. Obwohl die Forschungspolitik zum größten Teil bei den Nationalstaaten liegt, ist die Rolle der europäischen Union in der forschungspolitischen Diskussion nicht zu vernachlässigen. Einen ausführlichen Überblick über das Zusammenspiel von nationaler und supranationaler Ebene gab der Vortrag von Helga Nowotny, langjährige Beraterin der EU-Forschungspolitik. Sie referierte über Kräfte und Gegenkräfte der Forschungspolitik.

Referat Helga Nowotny

Was bedeutet europäisch?

Durch die europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) begann die supranationale Forschungsförderung, damals mit dem Ziel der wirtschaftlichen Wettbewerbsförderung. Dementsprechend war die Förderung anfangs sehr industrielastig, vorerst ohne Platz für Grundlagenforschung.

Mittlerweile etabliert die Europäische Union bereits das 7. Rahmenprogramm zur Schaffung eines Raums der europäischen Forschung und Innovation¹, eine scharfe Trennung von Grundlagenforschung und angewandter Forschung scheint heutzutage nicht mehr möglich. Die Problematik, welche aktuell die europäische Forschung beschäftigt, ist vielmehr die Spannung zwischen der gesamt-europäischen Ebene und nationalen Interessen. Helga Nowotny stellte sich dabei die Frage, was „Europäisch“, in Bezug auf die Forschungspolitik überhaupt heißt. Im Vergleich zu den USA und Japan nimmt Europa eine besondere Stellung ein, da z.B. die Finanzierung noch weitgehend eigenständig durch die Mitgliedstaaten erfolgt, obwohl schon seit mehr als 50 Jahren ein gemeinsamer Raum für Forschung geschaffen werden sollte. Lediglich 24% der nationalen Forschung, gemessen an den finanziellen Mitteln, richten sich aktuell an der europäischen Gemeinschaft aus. Der Anteil der von der EU finanzierten Rahmenprogramme beträgt an die 6% der Gesamtfinanzierung für F&E. Eine weitere Eigenheit betrifft die Karrierewege der Forscher und Forscherinnen, welche oft national bestimmt sind, das heißt eine erfolgreiche Karriere für die wenigsten mit Supra- bzw.

¹ Vgl. Veranstaltung vom 2. Dezember des Renner-Instituts, dem IDM, der Österreichischen Gesellschaft für Europapolitik (ÖGfE), sowie mit Unterstützung der Diplomatischen Akademie unter dem Titel „Kooperation – Ideen – Menschen – Kapazitäten“

Internationalität der Forschung vereinbar ist. Der Nationalstaat ist nach wie vor das Maß der Dinge in Bezug auf die Forschungspolitik.

Ziel ist und bleibt es jedoch auch hier, eine gewisse Vereinheitlichung voran zu treiben und durch einen europäischen Forschungsraum² einen „**Binnenmarkt der Ideen**“ zu schaffen. So wie man Waren austauscht, sollte man auch Ideen austauschen können, was erneut Spannungen erzeugt, da die Geisteswissenschaften die kulturelle Vielfalt schon jetzt durch eine Tendenz zur Vereinheitlichung in Gefahr sehen.

Vereinheitlichung der Messung

Mit diesem Ziel stellt sich unmittelbar die Frage der Vereinbarkeit, i.e. der Vergleichbarkeit der Forschungsaktivitäten. Einen Lösungsansatz zur Messbarkeit und somit Erstellung von Indikatoren für einzelne Mitgliedsstaaten (und Wissenschaften) bietet die **Open Method of Coordination**. Diese Methode versucht, anhand mehrerer Indikatoren eine Vergleichbarkeit, z.B. anhand von Scoreboards oder so genannten Best Practices, herzustellen, Forschung transparenter zu gestalten, den Austausch zu erleichtern und somit die Leistung der „schwächeren“ TeilnehmerInnen zu steigern. Hinzu kommt eine Evidence-based-Policy, was eine Korrektur der eigenen Fehler und Probleme mit und durch Erfahrung bedeutet. Erreicht werden soll mit den genannten Methoden vor allem eine Leistungssteigerung, wobei man sich stets bewusst sein muss, dass vorab gebildete Indikatoren zur Messung von Leistung eigentlich nur ein Konstrukt messen. Nichts desto trotz gehen Überlegungen, z.B. in England, dahin, Forschung anhand eines einzigen Indikators, der Lukrierung von Drittmitteln, zu messen.

Allgemein muss mehr Effizienz der einzelnen Staaten angestrebt werden, um gegen die USA oder Japan als große Forschungsräume bestehen zu können. Deshalb gilt es, die bestehende Forschung weiter zu vernetzen und Frauen verstärkt in die Forschung zu bringen, wobei hier bereits eine gewisse Bewusstseinsbildung auf europäischer Ebene stattgefunden hat.

(„Gender-Mainstreaming“)

Es gilt hier aber auch zu bedenken, dass Forschung bei EU-Programmen immer auch mit politischen Absichten verbunden ist, sich jedoch nicht jeder stets voll einbringen kann. Dies hat sich beim letzten Rahmenprogramm gezeigt, wo ungefähr 600 Änderungsvorschläge im Europäischen Parlament eingebracht wurden.

² European Research Area (ERA)

Aktuelle Schwerpunkte auf europäischer Ebene

Zurzeit sind drei Themenbereiche in den Vordergrund zu stellen, welche auch Auswirkungen auf die österreichische Forschungspolitik haben bzw. Impulse für zukünftige forschungspolitische Konzepte liefern:

- Barcelona und Lissabon Ziele

Um die von der EU beschlossenen Ziele zu erreichen, bedarf es der Institutionen auf europäischer Ebene, welche Forschung vorantreiben. Das European Institute of Technology (EIT) ist laut Nowotny leider in keiner Weise mit dem amerikanischen „Namensvetter“ MIT (Massachusetts Institute of Technology) vergleichbar, welches, historisch gewachsen (Gründung 1861), Forschungsmittel in gänzlich anderen Dimensionen zur Verfügung hat. Mit der Institutionalisierung stellt sich darüber hinaus auch die Frage nach der Forschungsausrichtung, da Forschung nicht planbare Ergebnisse liefert und nicht von Ungeduld getrieben werden darf. Es hat sich hierbei gezeigt, dass Top-down-Gründungen seltener erfolgreich sind als Bottom-up-Modelle, womit als eine Alternative die jetzt vorgesehenen „Knowledge-Communities“ darstellen könnten.

Generell bleibt festzuhalten, dass das heutige Europa über Schumpeter (mit dem individuellen Entrepreneur als zentrale Figur von Innovation) hinausgewachsen ist, es gibt mittlerweile eine Vielzahl von Möglichkeiten, neues Wissen zu generieren, jedoch sind fast alle mit großer Unsicherheit behaftet, man weiß nicht, welche Ergebnisse daraus resultieren werden. Klar scheint auf jeden Fall, dass es ohne vorangegangene Investition keine Innovation geben wird und die Bedeutung von Technologie allgemein stetig ansteigt.

- Die Rolle der Universitäten

Es gibt in Europa nicht „die Universitäten“, auch wenn man bei einer Diskussion über sie, diese mitunter leichtfertig vereinheitlicht. Viele unterschiedliche Systeme (u.a. in England, Mitteleuropa, Skandinavien) erzeugen eine „**legale Fiktion der Gleichheit**“ in Europa, denn ein akademischer Grad hat nicht stets den gleichen Wert, auch aufgrund einer bislang fehlenden Stratifizierung. Die Universitäten benötigen somit eine stärkere Profilbildung (rein logisch kann nicht jede Universität „Weltklasse“ sein, obwohl man dies von den Universitäten permanent einfordert) und vor allem die fehlende Konkurrenz der Universitäten sieht Nowotny als Manko z.B. im Vergleich zu den amerikanischen Universitäten.³

Am Beispiel Österreich lässt sich ein letzter Problembereich aufzeigen, welcher mit Sicherheit im Bereich Kräfte und Gegenkräfte anzusiedeln ist, nämlich die zahlreichen deutschen Studenten an österreichischen Universitäten. Einerseits wird stets Mobilität auf europäischer Ebene eingefordert, jedoch sind „zu viele“ Numerus-clausus-Flüchtlinge genauso wenig

³ Ein prägnantes Beispiel hierfür wäre das europäische Universitätsranking, welches die europäischen Universitäten, sei es aus Respekt oder mangelnder Konkurrenz, nicht selbst erstellen.

erwünscht. Verhandlungen über „Ausgleichszahlungen“ scheinen hier die Problematik nicht voll zu erfassen, bzw. sind in heutiger Form so nicht anwendbar (wie z.B. in der Schweiz).

- Der europäische Forschungsrat

Der letzte Punkt betrifft die Institution des European Research Councils (ERC = Europäischer Forschungsrat). Aktuell kommt es hier zu einer Abkehr der bisherigen Ausrichtung, da in der Zukunft exzellente Grundlagenforschung („Frontier-Research“) auf Basis eines europaweiten Wettbewerbs gefördert wird.⁴

Referat Haim Harari

Der Wert der Grundlagenforschung

Haim Harari war sein ganzes Leben eng mit Forschung verbunden, aufgrund seiner Ausbildung, aber auch seiner Funktion als langjähriger Präsident des Weizmann Institute of Science in Israel, eines der weltweit erfolgreichsten Forschungseinrichtungen, nicht nur bei der Entwicklung, sondern auch bei der Vermarktung von Forschungsergebnissen. Somit erscheint es von zentraler Bedeutung, wenn er der festen Überzeugung ist, dass es keine wertlose bzw. unbedeutende Forschung gibt.

Jegliche Forschung, aber vor allem die Grundlagenforschung, birgt sehr viele überraschende Aspekte in sich, wie man am Beispiel des CERN (Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire) in der Nähe von Genf sehen kann. Ziel der Forschung dort war, und ist es nach wie vor, kleinste Bausteine von Materie zu analysieren und zu erforschen, wobei diese durch die Einrichtung der Anlage zumeist aufeinander geschossen werden. Dabei werden Magnete zur Beschleunigung der Teilchen, Computer zur Berechnung der Daten und viele weitere Elemente benötigt, welche alle im Sog der Einrichtung ständig neu erfunden und verbessert werden (müssen). Somit entstanden mitunter die Computer-Tomographie, das Internet und die Magnetfeld-Resonanz quasi „nebenbei“. Fast jede Forschung produziert positive externe Effekte („Side-Effects“), zusätzlichen Nutzen, welcher bei Beginn und Ausrichtung einer Forschung nicht absehbar war.

Für Harari gibt es 3 Spezifika des Funktionierens von **pure curiosity-driven research**, was für ihn Grundlagenforschung immer sein sollte:

- Forschungen sind stets miteinander verbunden, es scheint daher wenig sinnvoll, isolierte Betrachtungen eines Gegenstandes vorzunehmen, da diese „Lösungen“ zumeist nur die Symptome eines Problems bekämpfen.

⁴ Vgl. weiterführende Links → Nature

- ForscherInnen sollten ihre eigenen Ideen und Vorstellungen unabhängig verfolgen können, jedoch sei herausgestrichen, dass es keinerlei Garantie für „Rand-Forschung“ gibt, von größter Bedeutung ist es, qualitativ hochwertige Forschung zu betreiben.
- Forschungsinstitute müssen sich zur Erhaltung ihrer Forschung engagieren, dies bedeutet eine relativ aggressive Patentierungsstrategie verfolgen und jeden noch so kleinen „Erfolg“ publizieren und lizenzieren. Nur so können auch ausreichend finanzielle Mittel lukriert werden.

Wenn man diese genannten Aspekte beachtet, ist der Wert von Grundlagenforschung enorm, denn durch sie können ganze Dynastien und Zentren von Wissen aufgebaut werden. Nichts desto trotz gilt es die wirtschaftliche Seite geistigen Eigentums (intellectual property) zu beachten, notwendige Kenntnisse über Patentierung und Lizenzierung zu erwerben und zu verstehen, da nur so langfristig Forschung (finanziell) gesichert werden kann.

Forschung ist wie Kindererziehung

Seinen Vortrag beendete Harari mit einer Analogie, welche die Bedeutung, aber auch den Entwicklungsprozess von Grundlagenforschung verdeutlicht:

Grundlagenforschung ist wie Kindererziehung, meint Harari. Man versucht sein Kind zu erziehen, investiert jahrelang, ohne zu wissen, wie das Ergebnis aussehen wird. Aus dem Kind kann Albert Einstein werden oder ein Mafiaboss, man weiß es vorab nicht, es ist ein Risiko. Habe ich jedoch überhaupt keine Kinder (d.h. in der Analogie keine Grundlagenforschung) so wird es nicht einmal die Möglichkeit für einen zukünftigen Einstein geben. Habe ich mehrere Kinder, so gibt es mehr Chancen, dass eines ein Genie wird. Hat man aber zu viele Kinder, so kommt keinem ausreichend Unterstützung zu Gute.

Ein wichtiger Aspekt hierbei ist die Erziehungsdauer der Kinder, welche stets variiert, ebenso bei der Grundlagenforschung, wo jede Forschung ihre „eigene“ Zeit benötigt („**different fields take different times**“).

Podiumsdiskussion

Josef Broukal: Die Strukturen müssen überdacht werden

Josef Broukal, Wissenschaftssprecher der SPÖ, stellte zunächst die Forderung nach mehr Geld, v.a. für die Universitäten, welche bislang nicht ausreichend ausgestattet sind. So hat die SPÖ ihre Zustimmung zur Gründung einer Elite-Forschungseinrichtung in Gugging mit der Forderung nach zusätzlichen 30 Mio. € für den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) verknüpft. Durch größere finanzielle Unterstützung würde es langfristig

auch mehr Personen in der Forschung geben, der mitunter geringe Frauenanteil in der Forschung (vor allem in den Naturwissenschaften) könnte damit langsam erhöht werden. Gerade bei den Frauen in der Forschung gilt es, früher als auf universitärer Ebene, also bereits in der AHS und BHS, für Forschung, aber auch naturwissenschaftliche und technische Berufe verstärkt zu werben. In Linz studieren z.B. an der naturwissenschaftlich-technischen Fakultät 83% Männer und lediglich 17% Frauen, bei den Geisteswissenschaften ist dieses Verhältnis umgekehrt.

Eine weitere Problematik in Österreich stellt die Struktur des Forschungsbetriebes dar. Junge ForscherInnen haben kaum Möglichkeiten, voranzukommen. Man würde in Zukunft nicht schlecht daran tun, sich diesbezüglich die USA als Vorbild zu nehmen. Junge ForscherInnen haben selten die Möglichkeit Forschungsprozesse zu initiieren und aktiv zu gestalten – zu abhängig sind sie von den herrschenden Hierarchien im Universitätsbetrieb.

Forschungspolitik braucht schließlich einen langen Atem, der FWF sollte somit längerfristig finanziell ausgestattet werden, damit die österreichische Forschungspolitik nicht durch zukünftige Regierungswechsel beeinflusst werden kann.

Ulrike Felt: Indikatorenbildung ist kein Allheilmittel

Mit der Frage „Welche Forschungspolitik braucht Österreich?“ ist nach Ulrike Felt, Professorin der Wissenschaftsforschung an der Universität Wien, implizit klar, dass die heutige Forschungspolitik nicht optimal funktioniert. Die vorherrschende Form der Managementkultur in der Forschung setzt lediglich auf bestimmte Indikatoren, wobei hier zumeist ein völlig unüberschaubarer Zeithorizont betrachtet wird und Visionen verloren gehen. Hier könnte sich ein Mittelweg zwischen dem Tun an sich und der Steuerung anbieten. 4 Herausforderungen sind im Zusammenhang mit der Forschungspolitik herauszustreichen:

- Ein Mittelweg zwischen Bottom-up- und Top-down-Forschung soll gefunden werden.
- Die Schnittstelle Lehre – Forschung muss überdacht werden. Was darf es kosten und wie viel Unterstützung soll hier gewährleistet sein? Es soll nicht nur darum gehen, wer billiger anbieten kann.
- Wissenschaft muss nachhaltiger betrieben werden. Der Blick sollte weiter in die Zukunft schweifen, ein Zeithorizont bis 2010 ist mitunter zu kurz gedacht. Das Konzept der Eliteuniversitäten könnte hierbei auch eine andere als bisher gedachte Rolle haben.
- Die Rolle der Sozialwissenschaften muss überdacht werden. Diese sollten nicht nur mit Budgets ausgestattet werden, sondern es muss auch anerkannt werden, dass diese einen Beitrag zur Gesellschaft leisten. Mit einem neuen Selbstverständnis als „leistende“ Wissenschaft müsste man nicht nur als Bittsteller auftreten.

Christof Badelt: Die Rolle der Universitäten

Christoph Badelt ist Rektor der Wirtschaftsuniversität und Vorsitzender der Österreichischen Rektorenkonferenz. Er konzentriert sich vor allem die Rolle der Universitäten, die zukünftige Forschungspolitik zentral ist. Es stellen sich ihm jedoch einige Fragen: Werden die Universitäten in Österreich wirklich als Forschungsstätten betrachtet und gewürdigt? Steht man zu Ergebnissen, welche die Universitäten hervorbringen, auch wenn sie einem nicht gefallen?

Die Universitäten sollen auf jeden Fall auch Forscher ausbilden, dabei gibt es aber mehrere hinderliche Faktoren:

- Es muss eine Mischung aus Förderung und Kontrolle geben. Hierzu benötigt man gewisse Indikatoren. Leistungsvereinbarungen müssen erfüllt werden um Förderungen heutzutage recht zu fertigen, jedoch steht in Kontrast dazu die Freiheit der Universitäten.
- Karrieren sind oftmals „nach oben verbaut“. Eine ehemals exzessive Pragmatisierungspolitik verstellt heutigen jungen Forschern und Forscherinnen häufig Aufstiegsmöglichkeiten. Mit einer besseren (v.a. einer expansiven) Personalpolitik könnte gegengesteuert werden, der wissenschaftspolitische „Alltag“ sieht leider häufig Einsparungen vor.
- Die massive Lehrbelastung erfordert mehr ForscherInnen in der Lehre, und es bleiben weniger Zeit und Möglichkeiten zur eigenen Forschung. Am Beispiel der Wirtschaftsuniversität Wien lässt sich die Problematik veranschaulichen. Das Verhältnis von Professoren zu Studenten beträgt 1:250.

Nicht zuletzt deswegen wären Zugangsbeschränkungen erforderlich, wobei Badelt festhält, dass er nicht einfach weniger StudentInnen haben möchte, sondern geringere Drop-out-Quoten und mehr StudentInnen, die ihr Studium zu Ende führen.

Jörg Flecker: Es braucht verschiedene Arten der Forschung

Jörg Flecker, Leiter der Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt (FORBA), vertrat in der Diskussion die außeruniversitäre Forschung. Er sieht vor allem Handlungsbedarf bei den Bedingungen für den FWF, sowie in Bezug auf Frage der Grundfinanzierung von Forschung. In Österreich gäbe es Forschungslücken im Bereich der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften, wie sich schon beim Rat für Forschung und Technologieentwicklung gezeigt hat, welcher jene Wissenschaften vorerst sträflich vernachlässigt hat. Im Konkreten würden sich Themen wie z.B. Forschung zum Thema Arbeit und Armut anbieten.

Generell muss man beachten, dass es verschiedene Typen der Forschung gibt, und nur wenn die akademische Kernforschung, die angewandte Forschung, eine kritische und eine öffentliche Strömung zugleich und verschränkt verfolgt werden, kann von Forschung im eigentlichen Sinn gesprochen werden.

Gerade in Österreich würde es eine stärkere öffentliche Forschung und Verschränkung verschiedener Arten von Forschung brauchen. Eine Wiener Initiative von Wissenschaftsstadtrat Mailath-Pokorny zur Vernetzung und Förderung der Exzellenz in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften ist hier beispielgebend. So soll nicht lediglich parallel z.B. zu „Gugging“ eine weitere Forschungseinrichtung errichtet werden. Vielmehr ist eine Struktur vorgesehen, die eine Verbindung der unterschiedlichen Richtungen der Sozialwissenschaften anstrebt, wobei man hier eine Verbindung zwischen einem elitären Konzept in Ergänzung aufbauend auf den bestehenden Einrichtungen erreichen sollte. Mit einer Art „Networks of Excellence“ könnte das vorhandene Potential besser nutzbar gemacht werden.

Gemeinsamkeiten

Forschung braucht Nachhaltigkeit und Investitionen

Langfristigkeit bedeutet nicht automatisch Rigidität, so wären z.B. Positionen auf Lebenszeit (bis zu 50% der ForscherInnen) eine Möglichkeit, langfristige Forschungen und Perspektiven zu sichern. In der Realität zeigt sich, dass in vielen „kleineren“ Studienrichtungen und Wissenschaftsströmungen diese Quote heute schon weit überschritten ist, wo als Lösung nur eine weitere Ausweitung des Personals einen denkbaren Ausweg darstellt.

Dies wäre finanzierbar, wenn neben einem 3% Lissabon-Ziel noch 2% Forschungsbeitrag vom BIP zusätzlich realisierbar wären, jedoch könnte man auch anstelle von Steuerreformen in die Zukunft von Bildung und Forschung investieren. In puncto Investitionen bleibt aber stets die Frage nach alternativen Finanzierungsquellen, sollte es der Staat nicht schaffen, in ausreichendem Maß Mittel bereitzustellen.

Eine große Herausforderung für die Universitäten stellen die zum Teil gegensätzlichen Aufgabenbereiche Forschung und Lehre dar. Gelegentlich scheint das Ringen nach Ausreden zur Erklärung fehlender Forschung nicht mit den (geringen) finanziellen Mitteln der Universitäten zu korrespondieren, jedoch sollten grundsätzlich die Fragen „Wie wollen wir forschen?“ und „Wo soll geforscht werden?“ neuerlich diskutiert werden.

Abschließend wurden im Zuge mehrerer Fragerunden sehr vielfältige Themenbereiche durch Publikumsfragen angesprochen und von den Diskutanten beantwortet

Angesprochene und weiterführende Links

- **Agentur Communication Matters:** http://www.comma.at/index_frame.php
- **Renner-Institut:** <http://www.renner-institut.at/>
- **Wissenschaftszentrum Wien:** <http://www.wzw.at/>

- **Broukal, Josef:**
http://www.parlinkom.gv.at/portal/page?_pageid=907,183303&_dad=portal&_schema=PORTAL
- **CERN:** <http://public.web.cern.ch/Public/Welcome.html>
- **European Research Area:** http://ec.europa.eu/research/era/index_en.html
- **European Research Council:** http://ec.europa.eu/erc/index_en.cfm
- **Artikel in „Nature“ (Ausgabe 8. Juni 2006):**
http://search.nature.com/search/?sp-q=ERC&sp-x-9=cat&sp-s=date&sp_a=sp1001702d&sp_sfv1_field=subject%7Cujournal&sp_t=results&sp_x_1=ujournal&sp_p_1=phrase (kostenpflichtig)
- **FORBA:** <http://www.forba.at/>
- **Institut für Wissenschaftsforschung:** <http://www.univie.ac.at/virusss/>
- **Magistratsabteilung 7 der Stadt Wien:** <http://www.wien.gv.at/kultur/abteilung/>
- **Weizmann Institute of Science:** <http://www.weizmann.ac.il/>
- **Wirtschaftsuniversität Wien/Rektorat:** <http://www.wu-wien.ac.at/portal/unileitung/rektorat/rektor>
- **Zentrum für Innovation und Technologie:** <http://www.zit.co.at/zit.aspx>

Literatur:

- **Power, Michael.** *The Audit Society: Rituals of Verification.* 2nd edition. Oxford University Press, 1999